

# BUCHANZEIGEN

---

WIENER SLAVISTISCHES JAHRBUCH, Band 57/2011, 297–308  
© 2011 by Österreichische Akademie der Wissenschaften, Wien

---

Od Narodnega doma do Narodne galerije. Uredili Mojca Jenko in Monika Pemič, Ljubljana (Narodna galerija) 2009, 92 S.

Anlässlich ihres neunzigjährigen Bestandsjubiläums veranstaltete die Nationalgalerie in Ljubljana vom 18. September bis zum 21. Dezember 2008 eine Ausstellung zur Geschichte der bedeutendsten historischen Kunstsammlung Sloweniens. Ergänzend zum Ausstellungskatalog mit dem Titel *Porajanje umetnostne zbirke* (der unter dem Titel *The beginnings of the art collection* auch in englischer Sprache erschien) und im selben Format gab sie Ende 2009 eine repräsentable, der Geschichte des Hauses gewidmete Broschüre heraus, die erzählt, wie die Narodna galerija zu ihren heutigen Räumlichkeiten kam. Die Herausgeberinnen dieses Bandes mit dem Titel *Od Narodnega doma do Narodne galerije*, Mojca Jenko und Monika Pemič haben einen ausgezeichneten und aufwändig illustrierten Sammelband vorgelegt, der im Detail und mit ausführlichen Quellenhinweisen über die Organisation und Verwendung jenes Hauses informiert, das 1896 als slowenisches Vereinshaus und gesellschaftliches Zentrum in Ljubljana errichtet wurde und anhand dessen wir Einblicke in die Architektur-, Kultur- und Sozialgeschichte Sloweniens erhalten, die den Band auch über den konkreten Anlass hinaus lesens- und empfehlenswert machen. Historisch reicht die Darstellung von der Gründung des Vereins für die Errichtung eines Narodni dom in Ljubljana 1881 bis zur Eröffnung der für die Nationalgalerie adaptierten Räumlichkeiten im Dezember 1928; sie umfasst damit drei Jahrzehnte österreichischer und ein Jahrzehnt jugoslawischer Kulturgeschichte.

In ihrer historischen Einführung *Dom za Narodno galerijo. O arhitekturi in nastanku najstarejše galerijske zgradbe na Slovenskem* (Ein Heim für die Nationalgalerie. Über die Architektur und die Entstehung des ältesten Galeriegebäudes in Slowenien, S. 9–41) behandelt Monika Pemič die Vorbereitung und Durchführung der Baumaßnahmen (Sammelaktionen, Ausschreibung des Architektenwettbewerbs, Auswahlverfahren) und bewertet das architektonische Konzept des Narodni dom vor dem Hintergrund der im Mitteleuropa des späten 19. Jahrhunderts an vergleichbare Repräsentativbauten angelegten Standards. Von besonderem sozialhistorischem Interesse sind die Bezüge zu den Vereins- und Kulturhäusern, die sich das nationaltschechische Bürgertum ab den frühen 1870er Jahren in Böhmen und Mähren als Monumente seiner wachsenden gesellschaftlichen und politischen Bedeutung errichtete. Diese gaben auch das ideelle Vorbild für den Bau von slowenischen Vereinshäusern ab. Im Vordergrund stand die gesellschaftliche Bedeutung des Narodni dom als Ort, in dem sich das aufsteigende (und erst spät der Nationalbewegung beitretende) slowenische Bürgertum „sehen lassen“ und seine, dem errungenen sozialen Status entsprechenden, kulturellen Bedürfnisse befriedigen konnte. Es trat damit in Konkurrenz zu den damals bereits exklusiv deutschen Kulturinstitutionen in Ljubljana (Casino, Philharmonie) und erfüllte im Ansatz eine ausgesprochen integrative Funktion. Die ersten Sammelaktionen für die Errichtung eines Narodni dom in Ljubljana richteten sich dem entsprechend über die Grenzen Krains und über soziale Gren-

zen hinaus an alle Slowenen, weil ein starkes und national bewusstes Bürgertum eben im Interesse aller Slowenen sein musste. Die in den frühen 1890er Jahren vollzogene rigorose Spaltung in das katholische und das liberale Lager brachte es jedoch mit sich, dass sich die klerikale Partei, die sich als Vertreterin der sozial schwächeren Schichten und der Landbevölkerung verstand, aus dem ursprünglich gemeinsamen Plan zurückzog und die liberale Partei als alleinige Trägerin der Narodni dom-Bewegung übrig blieb.

Die ersten Anregungen für den Bau eines „Slowenischen Hauses“ reichen in das Jahr 1869 zurück, erst 1881 aber wurde mit der Gründung des Društvo Narodni dom (Verein Narodni dom) in Ljubljana die institutionelle Basis für die Durchführung der Sammelaktionen, für das nötige Lobbying und die Ausschreibung eines Architektenwettbewerbs geschaffen. 1892 beschlossen die Mitglieder des Vereins (mit hauchdünner Mehrheit) den Beginn der Arbeiten, obwohl bis dahin nur die Hälfte der ursprünglich für den Bau veranschlagten 200.000 Gulden zusammen gekommen war. Vermutlich wirkten auf die gewagte Entscheidung auch die zeitgleichen Vorbereitungen für den Bau von slowenischen Vereinshäusern in Celje und Maribor ein, die schneller voranzukommen schienen. Anfang 1893 wurde ein „Bauprogramm“ beschlossen und ein Architektenwettbewerb ausgeschrieben. Bis zur Jurysitzung am 7. Mai 1893 wurden 17 Entwürfe eingeschickt, den Zuschlag erhielt der Entwurf des tschechischen Architekten František Škabrouť.

Monika Pemič vermerkt kritisch, dass in der bislang erschienenen Fachliteratur die Vereinshäuser in Slowenien ausschließlich unter nationalem Gesichtspunkt abgehandelt wurden. So wurde die Tatsache, dass die Entscheidung der Jury auf einen Prager Architekten fiel, mit der ideellen Nähe zur tschechischen Nationalbewegung erklärt, die Architektur des Narodni dom in Ljubljana sogar mit jener des Tschechischen Nationaltheaters in Prag verglichen. Die Autorin zeigt jedoch die Unbegründetheit dieser Annahmen. So beteiligten sich an der Ausschreibung Architekten aus Ljubljana, Prag, Wien, Zagreb und anderswo (zehn Entwürfe sind nicht eindeutig zuordenbar, tragen aber u. a. Chiffren in slowenischer, französischer und deutscher Sprache bzw. Piktogramme). Auch legt die Zusammensetzung der Jury, in der nur ein einziger Vertreter exklusiv nationalslowenischer Interessen vertreten war, keineswegs den Schluss nahe, dass die Wahl des Architekten nach einem „nationalen Schlüssel“ erfolgte, mit Adolf Wagner, Ivan Duffě und Jan Vladimír Hráský waren vielmehr Fachleute vertreten, die auch an der Planung und Durchführung deutscher Repräsentativbauten in Ljubljana führend beteiligt waren. Der Grazer Adolf Wagner wurde später auch mit der Ausarbeitung der Detailpläne des Narodni dom betraut. Bedeutender als nationale waren bei der Auswahl sicher finanzielle Erwägungen: Škabrouťs Entwurf blieb deutlich unter der letztendlich ausgeschriebenen Summe von 150.000 Gulden. In funktionaler Hinsicht aber scheint der zweckmäßige Grundriss und nicht die ästhetische Wirkung des Gebäudes den Ausschlag gegeben zu haben. Škabrouť selbst war ein Vertreter des Historismus, wie er, im Gegensatz zur eher in der Provinz gepflegten tschechischen Neorenaissance, auch in der tschechischen Hauptstadt bevorzugt wurde. Anhand der grundlegenden konzeptuellen Unterschiede zum tschechischen Nationaltheater in Prag belegt die Autorin jedoch, dass dieses dem Narodni dom in Ljubljana überhaupt nicht Pate gestanden haben kann. Škabrouťs Entwurf habe sich vielmehr an die Konzeption der Theatergebäude aus dem Büro Fellner & Helmer angelehnt, wie sie in den Theatern in Rijeka, Klagenfurt, Graz und etwa im Wiener Volkstheater verwirklicht ist, der Architekt habe damit einen repräsentativen Bezug zur „bürgerlichen Architektur par excellence“ in Österreich-Ungarn hergestellt. Anders als die Architektur selbst waren freilich die Einweihungsfeierlichkeiten eine Manifestation des nationalen Pathos, auf der u. a. auch der tschechische Libuša-Mythos mit jenem der Grafen von Cilli als zentralem Einheitsmythos der Slowenen in Verbindung gebracht wurde. (Dass, worauf die Autorin ebenfalls hinweist, dieselben slowenischen Liberalen in Ljubljana gleichzeitig mit den Deutschliberalen koalitierten, ist, wenn man so will, ein Aspekt der nationalen Pragmatik.)

Diesem einleitenden und zentralen Beitrag folgt ergänzend (in slowenischer Übersetzung von Monika Pemič) der Bericht, den František Škabroust am 10. September 1893 in der Prager Fachzeitschrift „Technický obzor“ veröffentlichte und in dem der Architekt das Bauprogramm und seinen siegreichen Entwurf präsentiert (S. 43–46).

Auf diese Quelle bezieht sich auch der Beitrag von Pavel Vlček: *Arhitekt František Škabroust (1858–1899)* (aus dem Tschechischen ins Slowenische übersetzt von Neža Perko, S. 49–55), der anhand der Beschreibung einiger Bauten eine Kurzcharakteristik des Werks des Prager Architekten bietet und dessen Einordnung innerhalb der tschechischen Architekturgeschichte versucht. Über Škabrousts beruflichen Werdegang ist nur wenig bekannt. Er studierte 1877–1882 an der tschechischen Abteilung der Technischen Hochschule in Prag bei Josef Schulz, der seinerseits ein enger Mitarbeiter von Josef Zitek, dem Architekten des tschechischen Nationaltheaters in Prag, war. 1892 machte er sich selbstständig, wie er die zehn Jahre davor verbracht hat, wissen wir nicht. Der Narodni dom in Ljubljana war Škabrousts erstes großes Projekt und bereits auch der größte Erfolg seiner krankheitsbedingt kurzen Karriere. In Prag wurde er nicht wirklich bekannt, noch am ehesten durch die zwei Beiträge im „Technický obzor“, in denen er seine eigenen Entwürfe präsentierte. Trotzdem gelang es ihm, an einige größere Aufträge zu kommen. Von ihm stammen u. a. die Entwürfe für das Innungshaus der Prager Drucker Tipografycká beseda in Nové město (dt. ehem. Neustadt), für ein monumentales Mietshaus des Verlags Občanská záložna in Karlín (dt. ehem. Karolinenthal) sowie für das Innungshaus der Fleischer in Nové město. (Im Hinblick auf ihre nationale Zugehörigkeit würde man sich hier eine genauere Benennung der Auftraggeber wünschen.) Vlček konstatiert als hervorstechenden stilistischen Zug Škabrousts Bemühung um monumentale Wirkung, doch sei der Zwiespalt zwischen einem bestimmenden semperschen Monumentalismus (wie er u. a. im Narodni dom in Ljubljana zum Ausdruck komme) und dem Historismus des späten 19. Jahrhunderts, der sich v. a. in der kleinteiligen Dekoration äußere, festzustellen.

Der abschließende Beitrag von Mojca Jenko *Kresija – Jakopičev Pavillon – Narodni dom. Reševanje prostorske problematike Narodne galerije 1918–1928* (Die Lösung der Raumproblematik der Narodna galerija 1918–1929, S. 57–82) dokumentiert die zehnjährigen Bemühungen des noch vor Ende des Ersten Weltkriegs gegründeten Vereins Društvo Narodna galerija um geeignete Räume für eine historische Sammlung slowenischer Kunst. Der Verein, der zum Zeitpunkt der Gründung weder über Kunstwerke, noch über finanzielle Mittel, noch über irgendwelche Räumlichkeiten verfügte, bemühte sich, seinem Statut entsprechend, von Beginn an um die Zusammenführung der bereits bestehenden Kunstsammlungen in Slowenien unter einem Dach. 1920 überließ ihm die Stadt Ljubljana fünf Räume im Kreisamt (Kresija), in denen die städtische Galerie untergebracht war, diese Sammlung wurde sofort der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Schon ab 1921 gab es Bemühungen um die Einverleibung der nicht öffentlich zugänglichen Kunstsammlung des Krainer Landesmuseums. Im September 1922 eröffnete die Narodna galerija in Räumen der Gewerbeschule in Ljubljana eine erste „Historische Ausstellung“, die innerhalb von drei Wochen fast 9.000 Besucher anzog. 1923 trat der Verein in Verhandlungen mit der Stadt Ljubljana, die der Narodna galerija den angekauften Jakopič-Pavillon samt einer jährlichen Subvention für Instandhaltungsarbeiten zur Verfügung stellen wollte. (Dieser von dem Maler Rihard Jakopič finanzierte, von Maks Fabiani entworfene und 1909 eröffnete Pavillon verfügte über Ausstellungsflächen sowie über Räume, in denen Jakopič bis 1914 unterrichtet hatte.) Im Juni 1924 übernahm die Narodna galerija den Jakopič-Pavillon auf der Grundlage von Dreijahresverträgen, die zumindest bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges verlängert wurden.

Daneben aber blieb der Bedarf nach ausreichenden Flächen für eine repräsentative Dauer Ausstellung slowenischer Kunst und ein entsprechendes Depot für die rasch wachsende Kunstsammlung sowie nach Räumen für die Verwaltung akut. Ab 1922 gab es konkrete Bemühungen um den Bau einer Nationalgalerie, für den bis 1923 2.500.000 Kronen an öffentlichen Geldern und Spenden lukriert werden konnten. U. a. plante der Architekt Jože Plečnik den

Bau eines Galeriegebäudes neben dem Schloss Tivoli, das Schloss sollte seinerseits die Galerieverwaltung beherbergen. Die Baupläne zerschlugen sich aber, weil es nicht gelang, ein geeignetes Grundstück zu bekommen. Ab 1924 liefen deshalb konkrete Verhandlungen mit dem Trägerverein des Vereinshauses um den Einzug der Nationalgalerie in den Narodni dom. Mojca Jenko dokumentiert ausführlich Sitzungsprotokolle und Korrespondenzen aus dem Archiv der Nationalgalerie, die diese Bemühungen im Detail nachvollziehbar und ein interessantes Stück Kulturgeschichte lebendig werden lassen. 1925 einigte man sich mit dem Vorstand des Narodni dom, und die für die Galerie vorgesehenen Räume im ersten Stock mussten adaptiert werden. Auch für die Adaptierung des Narodni dom war zunächst Plečnik vorgesehen, weil er für den Umbau jedoch zwei Jahre und erhebliche Kosten veranschlagte, entschied man sich für eine weniger aufwändige Variante und beauftragte Ende 1926 den Architekten Vladimir Šubic mit der Ausarbeitung der Entwürfe. Da es im weiteren zu Verzögerungen und internen Differenzen kam, die letztlich den Austritt einer Reihe führender Vorstandsmitglieder der Nationalgalerie zur Folge hatten, konnte mit dem Umbau erst im August 1928 begonnen werden. Am 16. Dezember 1928, noch zur Feier des zehnjährigen Bestehens der Narodna galerija, wurden die neuen Räume feierlich eröffnet.

Neben den besprochenen Beiträgen enthält der Band *Od Narodnega doma do Narodne galerije* ein Geleitwort der Direktorin der Narodna Galerija Barbara Jaki sowie einen 65 Einträge umfassenden Anhang mit den Quellennachweisen für das verwendete Bildmaterial. Ausstattung und Layout sind ansprechend, die in Marginalspalten untergebrachten Anmerkungen tragen zur leichten Lesbarkeit bei. Die Qualität der vierfarbigen und zweckmäßig ausgewählten Reproduktionen ist hervorragend, Beschriftungen sind selbst in der Wiedergabe (leider) stark verkleinerter Planskizzen fast überall noch lesbar. Die sachlichen und mit ausführlichen Quellen- und Literaturhinweisen versehenen Beiträge dokumentieren eindrucksvoll ein Stück slowenischer Vereins- und Institutionengeschichte, das in seiner kultur- und sozialhistorischen Bedingtheit begriffen und so für die zeitgemäße kulturwissenschaftliche Forschung aufbereitet wird. Sinnvoll wäre allerdings die Zusammenfassung in einer Fremdsprache gewesen, die die Ergebnisse auch dem nicht slowenischsprachigen Leser zugänglich machen würde. Für den Fall, dass eine Übersetzung dieses Bandes zustande kommt, wäre die Kommentierung einiger Realien und der Namen der an der Etablierung der Nationalgalerie beteiligten Hauptpersonen wünschenswert, denn diese verweisen auf einen größeren kulturgeschichtlichen Zusammenhang, dessen Kenntnis außerhalb Sloweniens nicht ohne Weiteres vorausgesetzt werden sollte. Für ein nicht fachspezifisch gebildetes Publikum wäre auch ein Anhang mit Kürzestbiographien, der die rasche Identifizierung der beteiligten Autoren erlaubt, nützlich. Darüber hinaus aber kann die Lektüre jedem, der sich mit der slowenischen Kulturgeschichte befasst, ohne Einschränkung empfohlen werden.

Erwin Köstler  
Wurlitzergasse 9/19  
1160 Wien, Österreich  
erwin.koestler@chello.at

Holger Kuße (Hrsg.), *Kultur als Dialog und Meinung. Beiträge zu Fedor A. Stepun (1884–1965) und Semen L. Frank (1877–1950)* (= *Specimina Philologiae Slavicae*, Bd. 153), München (Verlag Otto Sagner) 2008, 257 S.

Der deutsch-russische Kulturphilosoph Fedor Stepun rückt in den letzten Jahren zunehmend in das Zentrum des wissenschaftlichen Interesses (vgl. dazu Arbeiten von Vladimir Kantor, Christian Hufen, etc.). Seine 1926 erfolgte Berufung auf den Lehrstuhl für Soziologie am damaligen Kulturwissenschaftlichen Institut der Hochschule Dresden war 80 Jahre später Anlass für die Tagung *Kultur als Dialog und Meinung. Beiträge zu Fedor A. Stepun (1884–1965) und Semen L. Frank (1877–1950)* an der TU Dresden. Slawisten, Philosophen, Kultur- und Kirchenhistoriker widmeten sich Stepun und Frank als zwei zentralen Vertreter des „Silbernen Zeitalters“ bzw. der russischen Exilkultur in Westeuropa.

Der vorliegende Tagungsband bekräftigt die Relevanz und Aktualität Stepuns und Franks für die sich weiter ausdifferenzierende Emigrationsforschung. Denn hier werden erstmals zwei Denker – Stepun als Kultur- sowie Frank als Sozialphilosoph – gemeinsam in den Blick genommen, die über ihre Zeitgenossenschaft wie die Parallelen ihrer Biographie hinaus vor allem wegen ihrer thematischen Nähe interessant sind. Der Titel der vorliegenden Publikation benennt die Grundfrage: Unter welchen Bedingungen entsteht Kultur innerhalb moderner Gesellschaften?

Von den 15 Beiträgen widmen sich, neben der umfassenden Einleitung des Herausgebers, sechs ausschließlich dem Schaffen Stepuns (S. 41–110), sieben dem Denken Franks (S. 111–237) sowie einer der Wechselbeziehung zwischen beiden (S. 239–257).

Holger Kuße erarbeitet in seiner Einleitung „Kultur als Dialog und Meinung“, auf welche Art und Weise Stepun und Frank anhand der Dialogphilosophie nach „aktuellen und universalen Antworten auf das Ereignis der russischen Revolution und den Siegeszug von Diktaturen in Europa“ (S. 10) suchten. Vor diesem Hintergrund ging es beiden einerseits um die Entwicklung eines Kultur- und Gesellschaftsbegriffs zur Sicherung der Demokratie, andererseits um die Herausarbeitung jener Bedingungen, die den gesellschaftlichen Dialog innerhalb der Kultur überhaupt ermöglichen. Das dialogische Ideal sahen beide – zwar aus unterschiedlichen Perspektiven – in der Ermöglichung von „Gemeinschaftlichkeit“.

Beiträge zu Fedor A. Stepun:

Der Kulturhistoriker Christian Hufen betont in „Lebendiges Material. Fedor Stepun als lohnendes Forschungsthema“ (S. 43–49) die „so breitgefächerte wie grenzüberschreitenden Tätigkeiten“ (S. 44) Stepuns, die erst allmählich in ihrer eigentlichen Bedeutung erkannt werden. Der Autor verweist auf die einseitige deutsche Perspektive auf den russisch-deutschen Kulturphilosophen als wissenschaftliche „Randerscheinung“, „Kalter Krieger“ oder „Mann von gestern“, die durch gründliche und differenzierte Erforschung sämtlicher Archivmaterialien revidiert werden müsse. Insbesondere Stepuns Beschäftigung mit dem „transnationalen und interkonfessionellen Dialog“ (S. 46), sein starkes kulturpolitisches Engagement sowie seine rege publizistische Tätigkeit bis Mitte der 1960er Jahre seien dafür zentral. Der Beitrag des Dresdner Slawisten und Literaturwissenschaftlers Ludger Udolph „Die russische Literatur in der Wertung Fedor Stepuns“ (S. 51–59) zeigt Stepuns „Bestandsaufnahme“ der modernen russischen Literatur nach 1917 aus der Perspektive des Exils. Darin betont Stepun die zentrale Rolle der russischen Literatur im Exil, das unentbehrliche Potential der nicht-kommunistischen subversiven Literatur in der Sowjetunion (Pasternak) sowie die existenzielle Verkettung zwischen „Leben“, „Kunst“ und „Wahrheit“ in Form des „mystischen Bewusstseins“ als Erbe des russischen Symbolismus. Michail Bljumenkranc nimmt in „Борьба с «метафизической инфляцией»“ (S. 61–67) Stepuns Kritik an den europäischen Demokratien in den Blick. Vor dem Hintergrund des Aufkommens totalitärer Systeme in Europa frage er nach Ursachen der „Krise der Demokratie“ und einem denkbaren Lösungsansatz auf

Grundlage einer christlich fundierten Demokratie. Rainer Goldts Aufsatz (S. 69–75) zum Wechselverhältnis zwischen Stepun und Vjačeslav Ivanov – Dichter und Theoretiker des Russischen Symbolismus – liefert erstmals einen dezidierten Ansatz für Stepuns Interesse an Ivanovs romantischen Masken- und Personenmetaphern. In „Демоны маскарада. Fedor Stepun und Vjačeslav Ivanov im Umfeld der Polemik zu Maske, Antlitz und Persönlichkeit“ vertort Goldt Ivanov und Stepun sowohl innerhalb dieses religionsphilosophischen Diskurses der frühen russischen Moderne wie auch innerhalb der russischen Exilkultur. Der Kirchenhistoriker Karl Pinggéra geht Stepuns ausgeprägtem Interesse an theologischen Fragen nach. In „Fedor Stepun und der Protestantismus“ (S. 77–95) zeigt er dies beispielsweise anhand der Korrespondenz Stepuns mit dem befreundeten evangelischen Theologen Paul Tillich oder mit dem Kirchenhistoriker Ernst Benz. Mit Blick auf Stepuns Argumente für die christliche Fundierung einer künftigen Demokratie ging von ihm eine scharfe Kritik am Protestantismus aus. Im letzten Aufsatz des Stepun-Teils wird durch Wolfgang Dietrich eine weitere Schlüsselfigur des „Silbernen Zeitalters“ und der Exilkultur in das Zentrum gerückt, nämlich der Religionsphilosoph Nikolaj A. Berdjaev. In „Fedor Stepun und Nikolaj Berdjaev“ (S. 96–110) kommt anhand von Textbezügen zu Berdjaev jene Ambivalenz zum Ausdruck, die Stepun Zeit seines Schaffens gegenüber Berdjaev empfand. Denn auch wenn sich die Interessensgebiete (Erkenntnis, Freiheit, Theurgie) ineinander verschränkten, so wird Berdjaev streckenweise sehr harsch kritisiert. Auf der anderen Seite empfindet er auch Dankbarkeit, bspw. für die Gründung der „Freien Religiös-Philosophischen Akademie“ von 1919 in Moskau, die innerhalb der Exilkultur fortgeführt und so einen kontinuierlichen Diskurs ermöglichte.

Beiträge zu Semen L. Frank:

Der erste und umfangreiche Beitrag zu Frank von Evert van der Zweerde „Gesellschaft, Gemeinschaft, Politik: zur Aktualität der so genannten Sozialphilosophie Semen Franks“ (S. 113–139) fokussiert die Frage des guten Zusammenlebens von Menschen, also die sehr aktuelle Frage nach einer guten Gesellschaft. Obwohl Franks Sozialphilosophie des „wir“ recht differenziert ausgearbeitet sei – etwa im Vergleich zu jener von Vittorio Hosle, Heinz Kümmerle oder Kwame Gyekye –, sei Franks Beitrag bislang im westeuropäischen Diskurs vernachlässigt worden (S. 122 f.). Zweerde geht es vor allem um die Aufwertung von Franks Konzepten der „Gesellschaftlichkeit“ und „Gemeinschaftlichkeit“ für die aktuelle postmoderne Sozialphilosophie des „wir“. Die Philosophin Oksana Nazarova widmet sich in „Das Problem der Krise des europäischen Humanismus bei Semen Frank“ (S. 141–146) einem ähnlichen Problem, wie es auch Stepun stets beschäftigte: die Russische Revolution von 1917 als ein gesamteuropäisches Phänomen. So habe auch Frank einen analytischen Zusammenhang zwischen den Geschehnissen in Russland und den historischen Entwicklungstendenzen in Europa gesucht. Demnach sah er in der Revolution den Nihilismus, innerhalb dessen sich zwei Weltanschauungen – der „areligiöse Humanismus“ Europas und der „religiöse Maximalismus“ Russlands – entladen hätten (S. 145). Die Frage nach der Bedeutung der Kirche innerhalb von Franks Sozialphilosophie elaboriert der Münchner Philosoph Dennis Stammer in „Kirche als Grundlage und Wesen der Gesellschaft. Zum Begriff der ‚Kirche‘ in der Sozialphilosophie Semen L. Franks“ (S. 147–163). Darin legt er Franks umfassendes Verständnis von Kirche dar, nach dem bei „jeder Art von gesellschaftlicher Zusammenkunft für den Dienst am Heiligen“ Kirche geschehe und „Gemeinschaft“ ermöglicht sei (S. 162 f.). Franks „hauptsächlicher Lehrmeister“, Kardinal Nikolaus von Cues (Cusanus), und dessen Ansätze zum Humanismus in Zusammenhang mit der Idee des so genannten „Gottmenschentums“ ist Gegenstand von Alexander Försters Aufsatz „Die Realität des Absoluten. Anmerkungen zur Ontologie Semen L. Franks und ihrer Verwandtschaft mit der philosophischen Theologie bei Nikolaus von Kues“ (S. 165–182). Frank habe, wie auch viele seiner Zeitgenossen der religiösen Renaissance in Russland zu Beginn des 20. Jahrhunderts, den Gedanken der „Gottmenschlichkeit“ verwendet, um diesen im religionsphilosophischen Sinn für die Gegenwart „neu auszuarbeiten“. Förster zielt in seinem Beitrag darauf ab,

den Begriff des „Absoluten“ – bei Frank auch benannt als das „Sein“ oder die „Realität“ – zu erörtern. Damit greift er den „vermutlich grundlegendsten Begriff und seinen Kontext bei Semen Frank“ (S. 166) auf. Wie bei Stepun gibt es auch bei Frank Stellungnahmen zu Fragen der Literatur, mit denen sich der Religionsphilosoph Peter Ehlen in seinem Beitrag „Semen L. Franks Beziehung zu Johann Wolfgang von Goethe“ (S. 183–192) beschäftigt. Goethe galt den Vertretern des „Silbernen Zeitalters“ nicht nur als deutscher Romantiker, sondern vor allem als Impulsgeber für kulturphilosophische Reflexionen über den „religiösen Humanismus“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts (vgl. etwa den Einfluss Goethes auf Vjačeslav Ivanov). Ehlen gibt Franks Äußerungen über Goethe überblicksartig wieder. So sei neben dem „religiösen Humanismus“ Goethe auch maßgeblich für Franks Begriff des „Unergründlichen“ («Непостижимое») geworden. Der Bochumer Philosoph Nikolaj Plotnikov liefert mit seinem Aufsatz „„Lebendiges Wissen“ in anthropologischer und historischer Perspektive. Semen Franks Erkenntnistheorie im Kontext der russischen Wilhelm Dilthey-Rezeption“ (S. 193–218) einen Überblick zur Rezeption von Wilhelm Diltheys Konzept einer „lebensweltlichen Fundierung des Wissens“ in Russland (S. 193). Vor dem Hintergrund, dass die Wechselwirkung zwischen „Leben“ und „Wissen“ bzw. „Leben“ und „Erkenntnis“ eine Schlüsselfrage im 20. Jahrhundert darstellt, entfaltet Plotnikov Franks Konzept des „lebendigen Wissens“. Elena Tacho-Godi geht es hingegen um Franks intellektuelles Wechselverhältnis zu seinem Zeitgenossen Aleksej F. Losev (1893–1998), letzter Vertreter des „Silbernen Zeitalters“. In groben Zügen zeichnet Tacho-Godi in „Zum gegenseitigen Verhältnis von A. F. Losev und S. F. Frank“ (S. 219–237) nach, warum Frank in zweifacher Weise für Losev so zentral wurde. Erstens sei es Frank gewesen, der den jungen Losev in die philosophischen Zirkel Moskaus einführte; zweitens habe sich Losev an Franks Platonforschungen orientiert. Spannend ist hier, dass Frank auch nach seiner Zwangsexilierung aus der Sowjetunion in Losev, der in der Sowjetunion blieb, eine Bestätigung dafür sah, „dass auch innerhalb Russlands der Geist des wahren philosophischen Schaffens [...] lebendig ist [...]“ (S. 232). Die Verbindung nahm demnach neben dem persönlichen auch mehr und mehr einen symbolisch-kulturoptimistischen Charakter an.

Fedor A. Stepun und Semen L. Frank:

Der Moskauer Philosoph Vladimir K. Kantor stellt in seinem Aufsatz „Stepun i Frank: жизнь в изгнании, или трагедия неслышанности“ (S. 241–257) die wesentliche Frage nach den Gründen für die großen Schwierigkeiten vieler russischer Emigranten, für das deutschsprachige Publikum zu veröffentlichen. Beispielsweise sind Franks Schriften in Deutschland sogar bis in die 1990er Jahre hinein nicht rezipiert worden. Stepun habe, so führt Kantor weiter aus, Zeit seines Lebens entgegen der sowjetophilen Stimmung in Deutschland versucht, Frank im deutschsprachigen Raum bekannt zu machen. Kantor zeigt, dass Stepuns und Franks Verbindung, die ihren Anfang zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Russland nahm – etwa wechselseitige Publikationen über ihre Arbeiten bzw. deren gemeinsame Autorenschaft im Band „Osval'd Špengler i Zakat Evropy“ von 1922 – auch im Exil von Dauer war. Hier wird schnell klar, wie unterschiedlich Stepun und Frank beruflich und kulturell den Umstand ihres Exildaseins bewältigten: Frank fürchtete dieses Dasein (S. 245), Stepun hingegen kehrte in die „Tage seiner Jugend zurück“ (S. 246). Franks Situation entsprach einem in der russischen Emigration häufig zu beobachtenden Paradox: In existenzieller Not und Lebensgefahr – Frank lebte als Jude bis 1937 im nationalsozialistischen Deutschland – bewegte er sich auf dem Höhepunkt seines geistigen Schaffens.

Jana Matischok  
 Lessinggasse 21/13  
 1020 Wien, Österreich  
 jana.matischok@web.de

Katrin Schlund, *Genese und Gebrauch von Höflichkeitsformeln im Serbischen und Deutschen. Ein funktionales Modell der Höflichkeit und seine Anwendung (= Slavistische Beiträge, Bd. 470), München – Berlin (Verlag Otto Sagner) 2009, 260 S.*

Wir wissen, dass die Kenntnis der Grammatik einer Sprache nicht ausreicht, sich erfolgreich zu verständigen, sondern dass darüber hinaus auch Kenntnisse der Verhaltensweisen einer Sprachgemeinschaft nötig sind. „Versteht man die sprachlichen Konventionen eines Volkes als Ergebnis dessen spezifischer Lebensbedingungen und Erfahrungen, so ist außerdem davon auszugehen, dass in Westeuropa andere Standards des sprachlichen Umgangs als in Serbien gültig sind.“ Von diesem Satz aus dem Vorwort ihrer Arbeit ausgehend, befasst sich die Autorin zunächst mit theoretischen Vorüberlegungen und dem aktuellen Forschungsstand (Kapitel I, 11–50). Sie beschreibt bisherige Höflichkeitstheorien (Höflichkeit als soziale Norm, Höflichkeit als Strategie der Konfliktbewältigung, Höflichkeit als Medium der Beziehungsgestaltung). In ihrer Synthese kommt die Autorin zu dem Schluss, dass sich die drei Aspekte der Höflichkeit überlagern und zwischen ihnen keine klaren Trennlinien gezogen werden können (34). Der Überblick über die Höflichkeitsforschung in Serbien (vielfach auch darüber hinaus, bes. im Russischen) und Deutschland stellt eine gute Übersicht über die Fachliteratur dar.

Die Autorin schlägt eine zweigliedrige Höflichkeitstypologie vor: Solidaritätshöflichkeit (von der Gesellschaft wird Nähe höher bewertet) und Distanzhöflichkeit (von der Gesellschaft wird Distanz höher bewertet), und sie geht davon aus, dass Serbien dem Solidaritätsmodell und Deutschland dem Distanzmodell zuzuordnen sind (49).

Um diese Hypothesen, die aufgrund der Sekundärliteratur (und wohl auch aufgrund der eigenen längeren Aufenthalte der Autorin in Serbien) aufgestellt wurden, zu bestätigen (oder zu falsifizieren), wird im II. Kapitel (Höflichkeitsformeln im Vergleich, 51–128) eine empirische Untersuchung durchgeführt. Dabei wurden zwei Korpora gesprochener Sprache (ein serbisches, ein deutsches) erstellt, eine teilweise standardisierte Umfrage und ein Experteninterview durchgeführt. Die beiden Korpora mussten natürlich vergleichbar sein, weshalb in beiden Sprachen minimale Verkaufsgespräche aufgezeichnet wurden, da diese in hohem Maße strukturiert und antizipierbar sind. Daneben fanden sich aber auch andere Minimalinteraktionen. Die Umfrage bestand hauptsächlich aus Fragen zur Einstellung zur Höflichkeit und in Bezug auf das jeweils andere Volk. Sie sollten auch der Klärung der Frage der Nähe und Distanz dienen. Schließlich wurde ein Interview mit einer bilingualen Person mit umfassender deutsch-serbischer Kulturraumerfahrung durchgeführt. Die Transkripte der aufgenommenen Korpora finden sich im Anhang (177–260). Sie sind interessant, teilweise auch amüsant zu lesen und zeigen die Unterschiede im Kommunikationsverhalten deutlich. Im Serbischen werden personalisierte und im Deutschen entpersonalisierte Anredeformen bevorzugt. Die deutschen Anredekonventionen sind symmetrisch (Du – Sie), während sie im Serbischen symmetrisch und asymmetrisch sein können, wobei das Alter der Gesprächspartner eine wichtige Rolle spielt. Die Bittstrategien zeigen eine Dominanz senderfokussierter Verfahren im Deutschen und adressatenfokussierter Verfahren im Serbischen. Im Serbischen werden schnell persönliche Fragen gestellt, der ethische Dativ wird häufiger gebraucht, Erscheinungen, die dem Nahemodell entsprechen.

Die Ergebnisse der Umfrage lassen sich ebenfalls vor dem Hintergrund des Nähe-Distanzmodells interpretieren. Bei manchen serbischen Befragten zeigte sich eine gewisse Neigung, die eigenen Verhaltensnormen in negative Beziehung zu westlichen Verhaltensnormen zu setzen. Die Befragung zeigte auch, dass in beiden Sprachen der Konjunktiv als sehr höflich empfunden wird, und dass es im Serbischen ein „Höflichkeitsfutur“ (daćete mi ... „Geben Sie mir ...“, wörtlich „Sie werden mir ... geben“) gibt. Hier könnte es tatsächlich zu Missverständnissen kommen, da das deutsche Futur als Imperativ aufgefasst werden kann. Das Expertenin-

terview bestätigte die Meinung, dass man in Deutschland höflicher sei als in Serbien, wobei die Sprecherin auch ihre Erklärungen gibt, z. B. erwähnt sie die Unehrllichkeit der deutschen Höflichkeitsformeln und die schwierige Lebenssituation in Serbien. Nach ihrer Rückkehr nach Serbien empfand sie allerdings ihre Landsleute als unhöflich.

Die Zusammenfassung der empirischen Ergebnisse belegt ein Übergewicht solidaritäts-höflicher Verfahren im serbischen Material und distanzhöflicher Verfahren im deutschen. Dazu gibt es einige Befunde, die sich nicht zweidimensional einordnen lassen, so etwa im serbischen Anredeverhalten, wo asymmetrische Anreden (Vi – ti) als Ausdruck eines hierarchischen Respektverhältnisses (Respekt der Jugend vor dem Alter) vorkommen. In Serbien scheint sich Gruppenidentität solidaritätshöflich auszuwirken, während zwischen verschiedenen Gruppen Distanzhöflichkeit gilt (128).

In Kapitel III (Genese von Höflichkeitsformeln, 129–157) versucht die Autorin, eine Erklärung für die abweichenden Befunde zu finden. Zunächst werden Theorien zur Genese der Höflichkeit behandelt: die Eliassche Zivilisationstheorie, sozioökonomische Faktoren, situative und sprachtypologische Aspekte. Solidaritätshöflichkeit ist älter als Distanzhöflichkeit, sozioökonomische Faktoren (die schon genannte schlechte Wirtschaftslage in Serbien) können sich ebenfalls auswirken, als sprachimmanent kann der unterschiedliche Gebrauch des Futurs gewertet werden.

Als Stärke der Arbeit kann die Vertrautheit der Autorin mit theoretischen Konzepten zur Höflichkeitsforschung angesehen werden. Im empirischen Teil wird nur ein kleiner Ausschnitt aus dem möglichen Spektrum der Höflichkeitsformen untersucht, nämlich Anrede- und Bittstrategien, wobei sich letztere in bestimmten Situationen (Beispiel Markt) in beiden Sprachen angleichen können. Obwohl es Unterschiede zwischen Serbisch und Deutsch gibt, sind diese nicht wirklich gravierend. Deutsche Höflichkeitsformeln auf das Serbische übertragen sind immer angebracht, vom Serbischen ist eigentlich nur das Höflichkeitsfutur (falls dies wirklich so zu interpretieren ist) nicht ohne Weiteres ins Deutsche übertragbar.

Das Buch enthält noch weitere Informationen und Hinweise, etwa dass in Serbien Standards üblich sind, die in Deutschland vor fünfzig Jahren gebräuchlich waren, oder die Prognose, dass sich das Höflichkeitsverhalten in Serbien in der Zukunft an westeuropäische Standards angleichen wird.

Gerhard Neweklowsky  
Emil Mendegasse 15  
9073 Klagenfurt, Österreich  
gerhard.neweklowsky@uni-klu.ac.at

Aleš Bičan – Eva Havlová (Hrsg.), *Dobrodružství etymologie. Články Františka Kopečného z prostějovského časopisu Štafeta*, Praha (Nakladatelství Lidové noviny) 2009, 232 S.

Da Sprache eine öffentliche Sache ist, sollten auch linguistische Überlegungen und Beschreibungen nicht lediglich der wissenschaftlichen, sondern auch der breiteren Öffentlichkeit zugänglich sein. Getreu diesem Motto haben sich die Herausgeber des vorgestellten Buches *Dobrodružství etymologie. Články Františka Kopečného z prostějovského časopisu Štafeta* [Das Abenteuer der Etymologie. Artikel von František Kopečný aus der Prossnitzer Zeitschrift *Štafeta*] entschieden, ausgewählte Popularisierungsstudien einer Koryphäe der tschechischen Etymologie, dialektologischen und syntaktischen Bohemistik und Slawistik, nämlich František Kopečný (1909–1990), anlässlich seines 100. Geburtstages zu veröffentli-

chen. Die präsentierten Beiträge zeugen nicht bloß von Kopečnýs Liebe zur Wissenschaft im Allgemeinen und der Linguistik im Besonderen, sondern auch und vor allem von seiner Liebe zum Heimatort – der Prossnitzer Region in Mittelmähren. Die Erforschung der Sprache aus diesem Gebiet bildete einen festen Teil seines professionellen Interesses.

Der Sprachwissenschaftler, studierte Bohemist und Germanist František Kopečný widmete sich bis an sein Lebensende der wissenschaftlichen Arbeit, deren Früchte zahlreiche Bücher und Studien zur tschechischen Syntax, Dialektologie sowie tschechischen und slawischen Etymologie einschließlich der Elementarverwandtschaftsproblematik sind. Außerdem beschäftigte er sich, ohne wissenschaftliche Regeln zu vernachlässigen, mit der linguistischen Aufklärung von nicht studierten Linguisten. In der Prossnitzer Zeitschrift *Štafeta* wurden ab Ende der Sechzigerjahre des 20. Jahrhunderts bis zu Kopečnýs Ableben über 50 Artikel mit unterschiedlichem linguistischen Inhalt publiziert. Die Herausgeber des vorgestellten Buches haben die gesammelten Artikel nach einem thematischen Schlüssel geordnet. Der Leser wird mit der Etymologie von tschechischen bzw. slawischen Namen aus verschiedenen Sachbereichen, mit der Charakteristik von mittelmährischen Dialekten sowie mit der tschechischen Toponymie und Antroponymie vertraut gemacht. Einige der insgesamt 22 Aufsätze seien hier zumindest kurz erwähnt.

Sein Herkunftsort – das Dorf Určice in der Prossnitzer Region – hat im Bohemisten Kopečný das wissenschaftliche Interesse an seinem Mutterdialekt geweckt. Seine Doktorarbeit widmete sich bereits dessen Analyse. Für den Autor von regelmäßig in der Zeitschrift seiner Heimatregion veröffentlichten Beiträgen war es selbstverständlich, sich der Beschreibung der Landessprache zu widmen, wie die in dem Buch enthaltenen Artikel mit den Titeln *Nářečí prostějovského okresu kdysi a nyní* (S. 32–40) und *Mě Hanáci, mě změ mě ale změ takovi jenom mě?* (S. 23–26) zeigen. Im ersten Aufsatz, der ursprünglich aus mehreren kürzeren Zeitschriftenbeiträgen besteht, weist der Autor auf einige Spezifika seines Heimatdialektes in der Geschichte und im 20. Jahrhundert hin. Im zweiten Beitrag versucht er, Parallelen zwischen dem mittelmährischen Dialekt und dem Kaschubischen zu finden.

In Kopečnýs Beiträgen, die den Hauptteil des Buches bilden, wird über die Herkunft ausgewählter Wörter referiert. Schon ab den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts, als er Mitglied der etymologischen Abteilung des Slawischen Instituts der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften wurde, war Kopečný mit der Etymologie eng verbunden. Von seinem etymologischen Interesse und seiner tiefen Erudition zeugen neben zahlreichen Zeitschriften- und Sammelbandbeiträgen auch Werke, an denen er sich als Autor und Redakteur beteiligt hat. Dies sind z. B. die überarbeitete und erweiterte Auflage des etymologischen Wörterbuches des Tschechischen von J. Holub (J. Holub, F. Kopečný: *Etymologický slovník jazyka českého*. Praha 1952), das bis heute unübertroffene etymologische Wörterbuch der slawischen grammatischen Wörter (F. Kopečný: *Etymologický slovník slovanských jazyků. Slova gramatická a zájmena*. Sv. 1. Praha 1973 und F. Kopečný, V. Šaur, V. Polák: *Etymologický slovník slovanských jazyků. Slova gramatická a zájmena*. Sv. 2. Praha 1980 – Nachdruck von beiden Bänden Brno 2011) und das Wörterbuch des slawischen Grundwortschatzes (F. Kopečný: *Základní všeslovanská slovní zásoba*. Praha 1981). Die Themen der Popularisierungsartikel aus der Zeitschrift *Štafeta* richten sich mit Blick auf die Zielgruppe auf den Alltagswortschatz. Es werden die Herkunft von Tagesnamen (*Něco o jménech dnů*, S. 45–46), einigen Körperteilen (*O názvech některých tělesných údů a orgánů*, S. 55–58), Getränken (*Něco o nápojích*, S. 59–64), Lebensmittelnamen (*Něco o potravinách*, S. 65–75), Namen der Kleidungsstücke (*Kabát, sukně, kalhoty*, S. 81–83) usw. behandelt, immer mit einer etymologischen Erklärung des betreffenden tschechischen bzw. slawischen Wortes unter Angaben möglicher nichtslawischer formaler sowie semantischer Parallelen. Neben den Appellativen wird auch die Herkunft von ausgewählten Proprien analysiert, in erster Linie von Ortsnamen aus Kopečnýs Heimatregion und Personennamen im Allgemeinen, vgl. die Artikel *Jména prostějovských říček* (S. 96–104) und *K německému a latinskému pojmenování Prostějova* (S. 105–106). Der onomastischen

Problematik sind auch zwei umfassendere Kapitel gewidmet, und zwar *Jména obcí a osad prostějovského okresu* (S. 113–169) und *Čtení o jménech* (S. 170–197), die ursprünglich als Serie in der Zeitschrift *Štafeta* und später (1985 und 1988) als selbstständige Bücher veröffentlicht wurden. Es handelt sich in beiden Fällen um alphabetisch geordnete, etymologische Erklärungen beinhaltende Wörterbücher mit kurzen Einführungen, Nachträgen und einem Wortregister.

Für alle Artikel in dem angezeigten Buch ist neben ihrem gut lesbaren Stil und feinem Humor auch wissenschaftliche Präzision charakteristisch, was dem Autor eine breite Leserschaft nicht nur unter Laien, sondern auch in wissenschaftlichen Kreisen garantiert. Abschließend sei angemerkt, dass das Buch noch um ein Wortregister sowie um Kopečnýs komplette Bibliographie einschließlich eines Verzeichnisses von Artikeln über Kopečný ergänzt wird.

Jana Villnow Komárková  
 Institut für Slawistik der Universität Wien  
 Universitätscampus AAKH, Hof 3  
 Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich  
 jana.villnov.komarkova@univie.ac.at

Eva Havlová, *České názvy savců. Historicko-etymologická studie*, Praha (Nakladatelství Lidové noviny) 2010, 272 S.

Im Jahr 2010 wurde als zehnter Band der Edition *Studia etymologica Brunensia* (hrsg. von Ilona Janyšková und Helena Karlíková) der Band *České názvy savců. Historicko-etymologická studie* veröffentlicht. Seine Autorin – die namhafte Repräsentantin der slawischen und indoeuropäischen Etymologie Eva Havlová (1929–2010), eine langjährige Mitarbeiterin der Brüner etymologischen Abteilung des Instituts für tschechische Sprache der Tschechischen Akademie der Wissenschaften, ist leider noch vor der Drucklegung nach einer schweren Krankheit im April 2010 verstorben. Aus diesem Grund fehlt in der Publikation das geplante Einführungskapitel über die Entwicklung der tschechischen Säugetierterminologie. Es wurde durch eine kurze Einführung von Havlovás langjährigem Mitarbeiter und Fachkonsultanten Jan Zejda ersetzt, der die Problematik aus dem zoologischen Blickwinkel betrachtet.

Havlovás Monographie ist das Resultat ihres mehrjährigen Interesses an der Problematik der Entwicklung der tschechischen zoologischen Terminologie. Partielle Ergebnisse, die der Monographie vorgegangen sind, hat sie in Form mehrerer Artikel in Zeitschriften und Sammelbänden veröffentlicht (vgl. z. B. *Několik méně známých zoologických termínů*. In: Naše řeč 61/1978, S. 25–28, *Několik poznámek k počátkům české zoologické terminologie*. In: Naše řeč 75/1992, S. 205–211, *Česká zoologická terminologie od praslovanštiny do dneška*. In: Verba et historia, Praha 2005, S. 123–127, u. a.).

Die Studie *České názvy savců* ist als Wörterbuch konzipiert, in dem die dargelegten Säugetiernamen nach der gegenwertigen wissenschaftlichen Klassifizierung angeordnet sind. Die aktuell gültigen und verwendeten Termini werden graphisch von den veralteten und jenen Termini unterschieden, die sich nicht durchsetzen konnten. Auch diese sind als selbstständige Schlagwörter abgefasst. Den Kern des Sprachmaterials bilden die vom Gründer der tschechischen zoologischen Terminologie Jan Svatopluk Presl (1791–1849) vorgeschlagenen Namen, die um Fachtermini neuerer Herkunft erweitert werden. Jeder Begriff wird zuerst einem existierenden Terminus der lateinischen Fachnomenklatur zugeordnet und daraufhin um Hinweise auf die Angaben bei Presl bzw. bei anderen Zoologen ergänzt. Darauf folgen die Angaben über das verwandte lexikalische Material aus anderen slawischen und nichtslawischen Spra-

chen genauso wie etymologische Erklärungen der Wörter. Die von der Mehrzahl der Sprachwissenschaftler bereits angenommenen sowie aktuell diskutierten Ansichten der Benennungsmotivierung der Säugtiernamen werden angeführt, wobei die Autorin, falls nötig, die bewährte Methode „Wörter und Sachen“ verwendet und unumgängliche zoologische Fakten angibt. Etymologisch analysiert werden neben den Namen urslawischer Herkunft (oft mit indoeuropäischen Wurzeln) auch zahlreiche Lehnwörter und Lehnübersetzungen diversen Ursprungs und mit unterschiedlichen Entlehnungszeitpunkten. Nicht zuletzt widmet die Autorin ebenfalls ihre Aufmerksamkeit einer Reihe von tschechischen Derivaten und Komposita neuerer Herkunft.

Die Orientierung im Text wird durch ein umfangreiches Verzeichnis aller angegebenen Wörter vereinfacht, das auf das Literaturverzeichnis und eine Liste der verwendeten Abkürzungen folgt. Als einziger Mangel der Monographie ist das schon oben erwähnte Fehlen einer sprachwissenschaftlichen Einführung in die Problematik zu erwähnen. Andererseits kann allerdings der gleiche Mangel positiv betrachtet werden, da er Havlovás Nachfolgern die Möglichkeit bietet, ebendiesen zu beheben (vgl. z. B. Vít Boček: *Poznámky k českým názvům savců. Na okraj monografie Evy Havlové*. In: *Jazykovědné aktuality* 3/4, 2011; im Druck).

Durch die hier besprochene Studie hat die wissenschaftliche Öffentlichkeit ein wertvolles Geschenk erhalten, welches sowohl Sprachwissenschaftlern als auch Zoologen bei ihrer Forschung behilflich sein kann und somit in keiner Handbibliothek fehlen sollte.

Jana Villnow Komárková  
Institut für Slawistik der Universität Wien  
Universitätscampus AAKH, Hof 3  
Spitalgasse 2, 1090 Wien, Österreich  
jana.villnow.komarkova@univie.ac.at